

G. JAKOBIDES
1884



Warum Kinder trotzen

Wo vor wenigen Wochen noch ein kleines Ablenkungsmanöver (»Guck mal dort drüben!«) ausreichte, um den Frieden zu wahren, kommt irgendwann im zweiten Lebensjahr – meist mit 15 bis 18 Monaten – der Punkt, ab dem der Kampf bis zur letzten Träne ausgefochten werden muss. Die Kinder beginnen zu trotzen. Diese »schrecklichste Phase der Veränderung, die es in der ganzen Weltgeschichte gibt« (Anna Wahlgren) hält viele Familien ein gutes Jahr, oft auch bis weit ins Kindergartenalter hinein in Atem. Manche Menschen entwachsen dem Zornalter nie – noch als Erwachsene kriegen sie regelmäßig einen Wutanfall, wenn ihnen etwas gegen den Strich geht.

Die Trotzphase wird in allen Kulturen beobachtet und sie kommt immer zur selben Zeit. Auch Schimpansen haben ihre Trotzphase, und sie sieht bei den haarigen Kleinen kein Haar anders aus als bei den kleinen Menschen. Die Bereitschaft zu trotzen scheint also eine Entwicklungskonstante zu sein.

Aber wozu dient der plötzlich aufwallende Zorn? Sollten die kleinen Kinder nicht davon ausgehen, dass sie mit Süße besser fahren als mit Zeter und Mordio?

Individueller Verlauf

Das heißt nicht, dass die Trotzphase von Kind zu Kind gleich verläuft – bei manchen Kindern handelt es sich eher um Stürmchen im Wasserglas, bei anderen um echte Orkane, manche Kinder sind mit ihren Anfällen verlässlich, bei anderen wechseln gute Tage und schlechte Tage unvorhersehbar ab. Mädchen scheinen zwar ebenso intensiv, jedoch eher kürzer zu zornen als Jungs – sie erreichen wie die Jungs etwa in der Mitte des zweiten Lebensjahres ihren »Zorn Gipfel«, sind aber oft schon Mitte des dritten Lebensjahres wieder mit dem Thema durch.²²⁸ Die geistige Entwicklung oder die Intelligenz eines Kindes haben wenig mit der Intensität der Zornanfälle zu tun, viel entscheidender ist das Temperament des Kindes. Ruhige, schüchterne Kinder haben weitaus weniger Zornanfälle als energische, »dickköpfige« Kinder.

Warum wir nicht sanft wie die Lämmer sind

Kommen wir gleich zur Frage nach dem Warum. Die Säugetierarten unterscheiden sich unter anderem darin, wie schnell bei ihnen die Sicherung durchbrennt. Generell reagieren Arten, deren Mitglieder um ein Revier oder um einen Rang in der Gruppe konkurrieren, leichter mit Aggression und Zorn als solche, bei denen es weniger um Verteilung und Hierarchie geht. Während beispielsweise die in eine starre Rangordnung eingebundenen Schimpansen leicht in Rage zu bringen sind, sind viele Herdentiere eher »gutmütig« – Schafe werden nicht ohne Grund als sanft oder sogar »fromm« angesehen.

Menschen sind eher am Schimpansenende der Zorn-Skala anzusiedeln – sie sind von ihrem Verhaltensrepertoire und ihren emotionalen Reaktionen zwar eindeutig auf Kooperation ausgerichtet, aber sie konkurrieren eben auch um Status, Anerkennung und handfeste Vorteile in der Gruppe.

Wen wundert es da, dass Zorn eine recht schillernde Faser im Gefühlskleid des Menschen ist – sie kann ein klärendes Signal sein, aber sie kann auch gefährliche Reaktionen heraufbeschwören. Da ist es nur folgerichtig, dass Menschen in ihrer Kindheit lernen müssen, den roten Zornhebel mit einer gewissen Zurückhaltung, Sparsamkeit und einem kritischen Blick auf die unerwünschten Wirkungen zu bedienen.

Emotionale Selbsterfahrung

Und für dieses Lernen scheint die frühe Kindheit prädestiniert. Denn solange ein Kind sein Ich noch nicht entwickelt hat – sich also nicht selbst als Urheber seiner Handlungen und Empfindungen sieht –, sind es immer die anderen, die für Ordnung in seinem Gefühlshaushalt sorgen. Trost und Stärkung kommt beim Säugling von außen, von seinen Bezugspersonen. Sie sind es, die das Babyglück schmieden, die seine Emotionen spiegeln und steuern, und die seine Seele im Gleichgewicht halten.

Mit der Geburt des Ichs in der ersten Hälfte des zweiten Lebensjahres wird das anders. Eltern stellen jetzt zunehmend nur noch den Wind zur Verfügung und Kinder lernen, darin ein Stück weit selbstständig zu segeln. Waren die Bezugspersonen in der frühen Kindheit emotionaler Tankwart, Klagemauer und Hau-den-Lukas in einem (»blöde Mama«), so lernen Kinder jetzt nach und nach die Wirkungen ihrer Emotionen kennen – und sie zu steuern.²⁷

Was ist das Ziel in diesem Spiel?

Psychologische Erklärungen zu den kleinkindlichen Zornanfällen haben eines gemeinsam: sie sind plausibel und absolut nachvollziehbar – aber eben darin liegt ihr Problem: sie scheinen viel besser zur »Denke« von Erwachsenen zu passen als in die Entwicklungswelt des Kleinkindes. Aber schauen wir uns die gängigen Theorien einmal an:

- Die Theorie der Entwicklungsdiskrepanz: Kleinkinder wollen sich zunehmend mit der Welt auseinandersetzen. Aber weil sie noch nicht sehr geschickt und kompetent sind, will das oft nicht gelingen. Frustration und Zorn sind damit also vorprogrammiert.
- Die Theorie der Entthronung: Nach dem Säuglingsalter sind Kinder »auf dem Gipfel des Glaubens an sich selbst« (Anna Wahlgren). Jetzt, wo sie ihren Willen entwickeln, wollen sie natürlich auch Dinge, die ihren Eltern nicht gefallen, und stoßen auf Grenzen. Dieser tägliche Abstieg von der Allmacht kann ganz schön frustrieren und zornig machen!
- Kleine Kinder wollen jetzt viel, aber sie haben noch keinen zeitlichen Horizont entwickelt. Wenn sie etwas wollen, dann wollen sie es *sofort*. Und weil sie keine Prioritäten setzen können, verstehen sie jede Änderung ihres Planes von außen als einen Angriff gegen sich selbst. Wenn das nicht wehtut!

- Kleine Kinder können sich in diesem Alter nur wenig verbal ausdrücken. Sie besitzen damit noch nicht die richtigen Protestmittel für ihre Enttäuschung. Erwachsene können fluchen, wenn ihnen etwas misslingt oder sich subtiler Eigentäuschung bedienen (»es wäre sowieso nicht gut gewesen, das zu tun ...«). Kleinkindern bleibt nur der körperliche Ausdruck: sich zu Boden zu werfen etwa oder wild um sich zu schlagen!
- Weil das Kleinkind sich zunehmend als Selbst begreift, kann es sich seine Ziele jetzt besser vorstellen und identifiziert sich mit ihnen – es *schmerzt* jetzt, Ziele nicht zu erreichen!
- Und auch diese Erklärung ist im Zeitalter der Hirnforschung beliebt: Das noch unreife Gehirn kann Erregung noch nicht so gut begrenzen. Erlebt ein Kind ein frustrierendes Erlebnis (und das kommt zu Beginn des Kleinkindalters nun einmal vor), so wird sein Gehirn sozusagen tsunamiartig überwältigt, und es setzt einen regelrechten Anfall.
- Immerhin findet sich in der Kiste auch eine Erklärung mit einem positiven Ansatz: Zornanfälle könnten Kindern vielleicht helfen, *sich durchsetzen zu lernen*. Vielleicht brauchen sie die Wutanfälle, um willensstark zu werden?

Was sagt die Evolutionsbiologie?

Die psychologischen Erklärungen haben – bis auf die zuletzt genannte Ausnahme – eines gemeinsam: Sie gehen von einem *Defizit* des Kindes aus. Das Kind kann dieses noch nicht oder jenes noch nicht, ihm fehlt das eine oder das andere, oder es ist durch x oder y überfordert. Wie wir in Kapitel 1 E&A gesehen haben, passt dies nur schlecht zu einem evolutionären Ansatz. Ein solcher geht nämlich davon aus, dass Kinder auf jeder Entwicklungsstufe sehr wohl mit dem ausgestattet sind, was sie zum Weiterkommen brauchen. Kinder sind vielleicht aus Erwachsenensicht unzulänglich, aber eben nicht aus Kindersicht. Wären sie wirklich ungenügend vorbereitet, um die Lebens- und Entwicklungsaufgaben der Kindheit zu lösen, wären sie schließlich nie zu Erwachsenen geworden! Die Evolutionsbiologie ersetzt also das in vielen psychologischen Modellen dominierende Defizitmodell mit dem »Gut-genug«-Modell: Kinder, so nimmt sie an, sind verdammt gut darin, Kinder zu sein – also gut genug, um ihr Kinderleben erfolgreich zu meistern.

Auf die Trotzphase bezogen heißt das: Wäre es für ein besseres Überleben von Kleinkindern wichtig gewesen, *keine Zornanfalle* zu haben, so hätten es Eltern heute nicht mit zornenden Kinder zu tun! Ein aufwändiges Merkmal oder Verhalten hat nach Ansicht der Evolutionsbiologie nun einmal – zumindest bis zum Beweis des Gegenteils – einen dem Überleben zuträglichen Grund (vgl. Kapitel 6 E&A). Und deshalb gilt die erste Frage der Evolutionsbiologie nicht den *Nachteilen*, sondern den *Vorteilen*, die ein bestimmtes Verhalten dem Kind bringt.²⁸

Also: Statt uns auf die Suche nach dem zu machen, was dem trotzbenden Kleinkind womöglich *fehlt*, suchen wir lieber nach dem, was das Trotzen dem Trotzkind möglicherweise *bringt*: Was hat der kleine Mensch davon, sich so auffällig zu verhalten? Was winkt als Lohn dafür, dass er so viel Energie verpulvert? Und ja – wie könnten ihm die Zornanfalle beim Überleben helfen?

Um es gleich vorweg zu sagen: Auch die Evolutionsbiologen geben darauf nicht nur *eine* Antwort ... Aber mit zwei Erklärungen ist die Sache doch noch recht überschaubar – zumal wir am Ende versuchen werden, die beiden Ansätze unter einen Hut zu bringen.

Die Affen ...

Um die erste Erklärung kennenzulernen, haken wir uns am besten bei Charles Darwin höchstpersönlich unter. An einem schönen Märztag im Jahr 1838 pilgert er zusammen mit einer riesigen Menschenmenge in den Londoner Zoo, um das Orang-Utan-Mädchen Jenny zu sehen, die wenig zuvor von dem Zoo neu erworben worden war. Jenny war den Regeln der Zeit entsprechend mit Menschenkleidern angetan, aber *wirklich* menschlich erschien Darwin vor allem ihr Verhalten. Als der Wärter ihr nämlich einen Apfel verweigerte, den sie gerne gehabt hätte, warf sich Jenny auf den Rücken, strampelte mit den Füßen und schrie Zeter und Mordio – »wie ein unartiges Kind« notiert Darwin in seinen Aufzeichnungen. Auch was spätere Beobachter wie etwa Jane Goodall in ihren Tagebüchern über Schimpansen festhalten, könnte direkt einem Eltern-Chat im Internet entnommen sein: »Er schreit laut, fuchtelt mit den Armen, und schlägt dann immer wieder mit den Händen auf den Boden. Manchmal drückt er seinen Kopf gegen den Boden, umarmt einen Baum oder sich selbst. Dann stolpert er davon, schreiend ...« Ein ganz wagemutiger Schimpanse wurde gar dabei beobachtet, wie er mit

den Füßen an einem Ast hing und so tat, als stürze er gleich mit dem Kopf voraus in die Tiefe. Der Beobachter kommentierte: »Dabei schielte der kleine Schimpanse immer wieder zu seiner Mutter, um zu sehen, ob sie wohl schon weichgekocht sei ...«. ²²⁹

Weichgekocht wofür?

Wenn kleine Affen einen Zornanfall bekommen, dann immer dann, wenn sie meinen zu kurz zu kommen: Sie bekommen den Apfel nicht, auf den sie scharf sind, oder sie werden nicht mehr zur Brust vorgelassen. Oder sie protestieren dagegen, dass ihre Mutter sie nicht mehr auf ihrem Körper »reiten« lässt. Viele dieser Streitpunkte brechen ganz akut im Rahmen des sogenannten *Abstillkonfliktes* auf. Diese Entwicklungsphase ist von zwei einschneidenden Änderungen gekennzeichnet. Zum einen zieht die stillende Mutter ihre Kräfte jetzt langsam aber sicher von dem nun »groß« gewordenen Kind ab. Mit der bald folgenden Entwöhnung geht für das ehemalige Brustkind die Zeit der »Säuglingsprivilegien« zu Ende – wie etwa das ständige Getragenwerden und überhaupt die intime Nähe zur Mutter, die ihren Schoß, ihr Fell und ihre Brüste jetzt sozusagen für das nächste Kind freiräumen muss. Zum zweiten steht der vormalige Säugling, der bis vor Kurzem noch wie die Made im Speck lebte, bald schon mit dem nachfolgenden Geschwisterchen in Konkurrenz, das in allen Dingen konsequent bevorzugt wird. Kein Wunder, dass das Kind in diesem Rückzugsgefecht mit harten Bandagen kämpft und mit allen möglichen Tricks und Manipulationen versucht, zu retten, was zu retten ist!

Zurück zum Menschen

Vieles spricht dafür, dass auch die Zornanfälle der menschlichen Kleinkinder etwas mit dem »Abstillkonflikt« zu tun haben. Das mag »modernen« Eltern vielleicht nicht sofort einleuchten – schließlich sind Säuglinge längst von der Brust entwöhnt, bevor sie ihren ersten Zornanfall hinlegen. Wie wir in Kapitel 2 gesehen haben, traf das jedoch auf das ursprüngliche Lebensumfeld des Menschen nicht zu – die Kinder wurden in steinzeitlichen Kulturen ja etwa zwei bis vier Jahre lang gestillt. Und wenn es dann Zeit für das Abstillen war, verloren die Kinder in viel stärkerem Maße als heute ihren frühkindlichen Lebensraum in der un-

mittelbaren, körperlichen Nähe zur Mutter – diesen mussten sie an das nachfolgende Geschwisterkind abgeben. Ganz klar: Die Abstillzeit war auch beim Menschen eine »Trennungszeit«, der Abstillkonflikt damit ein Loslösekonflikt. Evolutionsbiologisch betrachtet ist es deshalb plausibel, dass Zornanfalle ein Gegenmittel sind, das Kinder entwickelt haben, um in dem täglichen Abstiegskampf dann doch noch das eine oder andere Tor zu erzielen und dafür zu sorgen, dass sie bei der jetzt anstehenden Umverteilung angemessen berücksichtigt werden. Die Zornanfalle wären damit sozusagen das aggressive Pendant der Regressions-Masche. Für diese Erklärung spricht einiges:

- Zum einen der zeitliche Verlauf: Kinder sind gerade in der Entwicklungsphase am meisten zornbereit, in der sie »natürlicherweise« abgestillt worden wären. Und sie zornen gerade nach der Geburt eines Geschwisterchens vermehrt.
- Zum zweiten ist aus völkerkundlichen Beobachtungen bekannt, dass Zornanfalle bei Kindern umso häufiger und stärker sind, je einschneidender die mit dem Abstillen verbundene Änderung des alltäglichen Lebens für das Kind ist (vgl. Kapitel 2).
- Die kleinkindlichen Zornanfalle richten sich fast immer gegen die Bindungspersonen des Kindes – also gegen die für die »Güterverteilung« zuständigen Erwachsenen (das ist auch heute noch meist die Mutter).
- Und auch wenn es dazu überraschend wenige Daten gibt, scheinen Kinder mit nachgeborenen Geschwisterkindern und vor allem Kinder, deren Geschwister sehr rasch nachfolgt, stärker zu trotzen.^{29 230}
- Generell haben Kinder in »schwierigen« Lebensverhältnissen mehr Zornanfalle.²³¹ Und das ist durchaus plausibel: Wachsen Kinder in einer wenig reichhaltigen Umwelt auf, so mag das ständige »Einfordern« von Zuwendung und von Zuwendungen eine vernünftige Strategie sein. Da überrascht nicht, dass nach wissenschaftlichen Untersuchungen verlängertes Trotzen mit späteren Lebensproblemen und einem geringeren Sozialstatus zusammenhängt.^{30 233}

Die zweite Erklärung

Nach der zweiten Theorie sind Zornanfalle die scharfe Klinge des »Negativismus«. Wie bitte? Ganz richtig – dieser Begriff bedarf einer Erklärung.

Gegen Ende des zweiten Lebensjahres erwacht im Kind langsam, aber sicher eine Art »Beherrschungstrieb« – das Bedürfnis, Dinge selbst zu machen. Dieses Bedürfnis wird auch als »Streben nach Tüchtigkeit«, »Funktionslust« oder, auf englisch, als *mastery drive* (Beherrschungstrieb) bezeichnet. Nach Auffassung der Bindungsforschung hilft dieser Trieb dem Kind, seine Umwelt systematisch kennenzulernen und zu erforschen. Er ist damit die Voraussetzung für eine gelungene »Bindung in Autonomie« – und damit auch für die im evolutionären Kontext nun anstehende Loslösung von der Mutter bzw. den Übergang in die Welt der Kindergruppe. Die abgestillten und damit aus dem Säuglingsleben »entlassenen« Kleinen mussten unter den ursprünglichen Lebensbedingungen der Menschheit jetzt rasch kompetent werden, um auch in einem von Erwachsenen nur wenig überwachten Umfeld überleben zu können!²³⁴

Mit Salven aus »Nein!« errichten die Kleinen sozusagen ein Gehege für sich, in dem sie auf eigene Faust erforschen, ihre Kräfte erfahren und von Hilfestellung unbehelligt üben können. Und das Nein ist es auch, das dem Negativismus seinen Namen gab – Negativismus ist schließlich nichts anderes als ein gestelztes Wort für Neinsagerei.

Und das Nein macht durchaus Sinn. Denn was gibt es gerade im Kleinkindalter nicht alles zu üben! Die steifen Fingerchen müssen gelenkig werden, die Füßchen schneller und das Köpfchen klüger. Und dazu muss so mancher Reißverschluss zuerst einmal falsch herum eingefädelt, so manches Bilderbuch verknickt und so mancher Wasserhahn vergeblich bedient werden. Und diese Freiheit muss aktiv verteidigt werden. Schließlich sind die Kleinen auf Schritt und Tritt von weitaus tüchtigeren Großen umstellt, und das heißt nun einmal: Ohne ein deutliches »Selbermachen!« würden die ungeschickten Kleinen *nie* zum Zug kommen. Ohne dass die kleinen Kinder bereit sind, ihren Willen deutlich zu machen, ja hinauszuschreien, würden sie immer im »Liebeschloss« gefangen bleiben! Wer würde denn den Reißverschluss zumachen, wer den Wasserhahn aufdrehen, wer das Bilderbuch aufschlagen? Ganz klar – die Mutter, das ältere Geschwisterkind oder ein anderer Mensch mit starken, geschickten Fingern ...

Und was wäre die Steigerung des Neins? Jawohl: der Zornanfall. Wer seinen Willen durchsetzen und seine Autonomie verteidigen will, muss bereit sein, ein paar Schrammen zu riskieren oder sogar die eigenen Eltern auf die Palme zu bringen!

Damit wären wir also wieder beim Anfang des Abschnitts: Zornanfälle könnten tatsächlich so etwas sein wie die Spitze eines Eisbergs, der »eigener Wille« heißt. Oder eben, um ein drastischeres Bild zu benutzen: Sie sind möglicherweise die »scharfe Klinge des Negativismus«.

Wer hat recht?

Auch für die letztere Theorie sprechen gewichtige Argumente. Viele Eltern berichten nämlich, dass es ihren Kindern bei einem Zornanfall gar nicht unbedingt um handgreifliche Vorteile geht, sondern ganz einfach darum, »den eigenen Willen durchzusetzen«. Oder, etwas positiver ausgedrückt: Der Zoff beginnt, wenn die Kleinen meinen, die Kontrolle über das Geschehen zu verlieren. Sie sind frustriert, wenn sie sich als *wirkungslos* erleben.

Und was, wenn beide Theorien recht hätten? Tatsächlich liegen sie gar nicht so weit auseinander. Beide gehen nämlich davon aus, dass sich Kinder durch das Zornen *Ressourcen sichern*: Im einen Fall sichern sie sich eher handgreifliche Ressourcen, im anderen Fall schaffen sie sich den dringenden Spielraum für ihre eigene Entwicklung – sie sichern sich sozusagen »Entwicklungsressourcen«!

Warum immer das volle Programm?

Ähnlich wie beim Weinen scheinen Kinder auch bei den Zornanfällen nach dem Feuermelderprinzip vorzugehen. Selbst wenn es nur eine Laus ist, die ihnen da über die Leber krabbelt – wenn sich Kleinkinder einmal für einen Anfall entschieden haben, ziehen sie das volle Programm durch. Egal was der Auslöser sein mag, sie tun, als würden sie gevierteilt!

Vielleicht wird diese »Alles oder Nichts-Haltung« besser verständlich, wenn man sich die Situation früherer Kinder vor Augen hält. Wenn die Mutter beschloss, ihre Kräfte jetzt auf ein neues Geschwisterkind zu richten, so bedeutete das für das Kleinkind nicht nur den Verlust seines gewohnten Lebensstils, sondern eine echte Verknappung. Noch heute ist in Entwicklungsländern die Abstillzeit eine lebensgefährliche Klippe, in der Kleinkinder etwa von vermehrten Unfällen oder auch von Mangelernährung bedroht sind. »Seinen Willen durchzusetzen« war also mit einem ganz handfesten Vorteil verbunden – es ging nicht um das eine oder andere zusätzliche Bonbon an der Kasse des Supermarkts,

sondern es ging darum, an etwas unter Umständen Lebenswichtiges heranzukommen, das sonst womöglich das Geschwisterkind bekommen hätte.

Dass die Strategie »Wenn, dann richtig« durchaus sinnvoll ist, darauf weisen die recht hohen Erfolgsquoten der kindlichen Trotzreaktionen hin – ob in »vorausgehendem Gehorsam« oder um des lieben Friedens im Supermarkt willen, bekommen die Kleinen nämlich in aller Regel mehr, als wenn sie die Klappe gehalten hätten.

Tipps zum Umgang mit dem Trotzkind

Ist *das* das gleiche liebe Kind, das es noch vor ein paar Wochen war?, fragt sich so manche Mutter angesichts ihres wild trotzens Kleinkindes. Ja, absolut! Die Trotzphase ist ein von der Evolution »vorgesehener« Bestandteil der Entwicklung. Es ist weder eine Verhaltensstörung noch Ausdruck eines Erziehungsfehlers.

Und: Zorn und Aggression setzen die liebevollen Seiten eines Kindes ja nicht gleich außer Kraft. Evolutionsbiologisch ist vielmehr davon auszugehen, dass sich das Zorn-»Werkzeug« unabhängig von den kindlichen Fähigkeiten zu Zuneigung und Mitgefühl entwickelt.²³⁵ Ein Kind kann zornig und liebevoll zugleich sein, so wie auch ein Erwachsener, der schnell die Krise kriegt, außerhalb der Krisenzeiten sehr wohl lieb und nett und ein generell wertvolles Mitglied der menschlichen Familie sein kann.

Aus dieser Einsicht leitet sich der vielleicht wichtigste Tipp zum Umgang mit trotzens Kindern ab: Eltern sollten versuchen, die auf »Nein« und Trotz gepolten Reaktionen des Kindes nicht zu verallgemeinern und damit in den Alltag hineinwuchern zu lassen. Denn nur allzu leicht wird sonst aus der entwicklungsbedingten Nein-Phase des Kleinkindes ein »Familien-Negativismus«: Die Eltern fühlen sich durch das fordernde Kleinkind genervt, empfinden ihr vorher ach so liebes Kind auf einmal als »schwierig« und behandeln es entsprechend – mit der Folge, dass sich die Beziehung noch weiter verkrampft.

Diese Tendenz wird oft verstärkt, wenn ein neues Geschwisterchen da ist. Denn zum einen fällt die Trotzreaktion des älteren Kindes dann in der Regel stärker aus (die Gründe wurden genannt). Zum anderen

lädt das neue Ensemble zu einer Rollenkontrastierung geradezu ein: Hier das wonnige kleine Baby, dort das schwierige oder nervige Kleinkind – da kann das größere Kind nur verlieren!

Ein Hoch auf das Nein

Versuchen wir also gemeinsam, das »nervige Kleinkind« zu entlasten: Der »Negativismus« bei Kleinkindern ist normal, richtig und wichtig, man kann es nicht oft genug sagen. Denn dass die Kleinen jetzt lieber nein sagen statt ja, sichert ihre Entwicklung! Das kleine, aber nicht mehr ganz so kleine Kind muss sich schließlich innerhalb kurzer Zeit all die Fertigkeiten aneignen, mit denen es außerhalb des Mutterschoßes bestehen kann oder zumindest »gut ankommt« – wer will sich denn schon im Kindergarten auslachen lassen, weil das Anziehen nicht so richtig klappt?

Raum geben ...

Einen solchen Raum zur eigenständigen, also vom eigenen Willen getriebenen Entwicklung – der ja gleichzeitig auch ein Raum zum Scheitern, Knie aufschlagen und zur Ablösung von den Eltern ist – zu geben, fällt vielen Eltern gar nicht so leicht. Denn »Loslassen« und Das-Kind-selber-machen-Lassen heißt auch, sich langsam, aber sicher aus der emotionalen Symbiose zu lösen, die das Säuglingsalter gekennzeichnet hat – und die den Eltern ja einiges an »Sinn«, Zuneigung und Erfüllung gesichert hat.

Das Festhalten an der hergebrachten Rolle aber macht den jetzt anstehenden Entwicklungsschritt für das Kind nicht leichter. Denn wer Meisterschaft erringen will, muss auch scheitern dürfen. Eltern, die jetzt weiterhin – in bester Absicht – den emotionalen Haushalt ihrer Kinder führen, kontrollieren und ausgleichen wollen, belasten sich mit einer Aufgabe, die sie nicht lösen können. Denn nur das Kind kann dem täglichen Scheitern, welches das Kleinkindleben nun einmal mit sich bringt, schließlich positive Entwicklungen abgewinnen – ja *abtrotzen* ...

Schaffen Eltern diesen Schritt nicht, so droht aus dem Kleinkindalter eine verlängerte Säuglingszeit zu werden – mit allen Konsequenzen: Die Kinder bleiben emotional bedürftig, und anstatt ihr Selbstwertgefühl in der Erforschung der Welt zu entwickeln, erleben sie die Macht ihres

Willens in der Manipulation ihrer Eltern – sie werden zu den oft beschriebenen kleinen Tyrannen. »Was hat diese Mutter bloß verbrochen«, fragt sich so mancher, der solche Familien miterlebt, »dass sie sich so von ihrem Kind behandeln lässt?« Nein, sie hat nichts verbrochen – sie hat nur den Übergang vom Säuglings- zum Kleinkindleben liebevoll verschlafen. Und ist dabei zum emotionalen Schuhabstreifer eines unglücklichen Kindes geworden.

... und Grenzen setzen

Umgekehrt brauchen explorierende Kleinkinder auf ihrem neuen und nicht ungefährlichen Lebensparcours Richtungsweiser, Leitplanken und Grenzen. Nicht wenige Eltern scheitern bei dieser Aufgabe –und zwar schlicht und einfach an einem überbordenden Liebesbedürfnis: Sie sind von der Anerkennung ihrer kleinen Kinder mindestens genauso abhängig wie von der Anerkennung durch ihnen nahestehende Erwachsene. »Weil ich dich liebe«, scheint die verborgene Botschaft in nicht wenigen Familien zu sein, »darfst du mit mir tun, was du willst ...« Kein Wunder, dass klare Ansagen oft aus schierer Angst vor Zoff, Tränen oder dem gefürchteten »Blöde Kuh!« unterbleiben.

Und zum zweiten ist es auch deshalb schwierig, Grenzen zu setzen, weil es manchmal *wirklich* keinen guten Grund mehr gibt, nein zu sagen. Ob an der Kasse noch ein Schokoriegel aus dem Regal gezogen wird oder nicht, ist finanziell betrachtet für die meisten Eltern in diesem Land Jacke wie Hose. Und warum sich mit einem Kind auf eine erbitterte Schlacht ums Zimmeraufräumen einlassen, wenn nachher sowieso die Putzfrau alles in Ordnung bringt? Grenzen setzen ist nun einmal deutlich leichter, wenn man damit auch *eigene Interessen* verteidigt.

Die richtige Balance zwischen Festhalten und Loslassen zu finden ist aber auch deshalb schwer geworden, weil Eltern und Kleinkinder heute weitaus enger aufeinander bezogen sind als jemals zuvor in der menschlichen Geschichte. Früher wurden die Kinder mit der Geburt des nächsten Kindes geradezu vom Schoß der Mutter katapultiert und in die Kindergruppe »verstoßen« – es war weniger die Mutter, die jetzt Grenzen setzte, sondern die anderen Kinder in der Kindergruppe. Und damit war auch nicht unbedingt die geliebte Mutter die Konfliktpartnerin des Kleinkinds, sondern etwa ältere Geschwister oder andere Kinder des Stammes oder des Dorfes. Heute ist die Mutter alles: Liebende, For-

dernde, Strafende, Tröstende. Heilige und Hexe in Personalunion. Die Mutter setzt Grenzen – und tröstet das Kind über die dadurch erfahrene Frustration hinweg. Eine Rolle mit einem erheblichen Stresspotenzial, die so manche liebend verstrickte Mutter schlicht und einfach an ihre Grenzen bringt.

Nachgeben oder nicht?

Blättern wir einmal durch die Ratgeber. Die 100-prozentig einhellige Meinung, die dort zu lesen ist: Eltern sollen bei Zornanfällen nicht nachgeben, und zwar 100-prozentig nicht. Wenn man das so liest, klingt es eigentlich selbstverständlich. Aber wenn es so selbstverständlich wäre, warum muss die »richtige« Antwort auf den Zornanfall des Kleinkinds dann so ausführlich diskutiert werden?

Zumindest auf den ersten Blick leuchten die Begründungen in den Ratgebern auch ein: Lasse man Kindern ihren Willen, so würden sie dadurch ja für ihren Anfall *belohnt* – wen wundert es da, wenn sie den Zorntrick dann immer öfter einsetzen?

Das klingt plausibel – wenn man dabei nur nicht dieses Déjà-vu hätte! Hatten nicht bis vor Kurzem Psychologen den Eltern geraten, ihre Babys lieber schreien zu lassen, als auf ihre Wünsche einzugehen – weil sie sonst ja fürs Schreien »belohnt« und diesen Trick dann immer öfter einsetzen würden? Heute wissen wir, dass das viel zu kurz gedacht ist (vgl. Kapitel 6). Damit sei zumindest in den Raum gestellt, dass die Sache mit den Zornanfällen womöglich auch nicht ganz so simpel ist.

Tatsache jedenfalls: In der unaufgeräumten Wirklichkeit gehen viele Eltern mit ihren Reaktionen einen Mittelweg. Manchmal sind sie knallhart, manchmal knicken sie ein. Und wie sollte es auch anders sein? Viele Eltern bringen es nicht übers Herz, ihre Kleinen in einem Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel verlieren zu lassen, wie sollten sie ihnen da die kalte Schulter zeigen, wenn sie im Supermarkt bloß ein Bonbon wollen?

Zumindest Schimpansenmütter scheinen intuitiv zu wissen, ob sie bei einem Zornanfall ihres Kleinen eher »dagegenhalten« oder nachgeben sollen. Beobachtungen zeigen, dass dies vom Ernährungszustand abhängt: Sind die Kinder gut entwickelt, helfen ihnen die Proteste nichts. Die Mütter können also offenbar einschätzen, wann die Kleinen es »ehrlich« meinen und wann sie nur mal ihr Glück versuchen. Und das scheint durchaus sinnvoll zu sein: Im knappen natürlichen Habitat der

Menschenaffen ist der Kampf um die Brust kein »Spiel«, sondern Ernst. Stillende Schimpansenmütter verlieren stark an Gewicht und haben in der Stillzeit ein höheres Risiko zu sterben. Übertragen auf den Menschen heißt das: Auch eine Menschenmutter dürfte eher zum »Gegenhalten« neigen, wenn die Forderung ihres Kleinen einfach ihre Möglichkeiten übersteigt – herrscht im Geldbeutel gähnende Leere, so ist es leichter, am Süßigkeitenstand an der Kasse Nein zu sagen.

Vom Trösten

Was auf jeden Fall nichts bringt, ist, Kinder in einem Zornanfall trösten zu wollen. Dieses Chaos da drinnen, diesen Vulkan, der Feuer und Asche spuckt und ein bisschen Rotz dazu, kriegt man nicht durch »Trösten« zur Ruhe. Der Vulkan muss von innen heraus zur Ruhe kommen. So gut gemeint es sein mag: Es ist auch nicht die *Aufgabe* der Eltern, das innere Chaos wieder »in Ordnung« zu bringen. Denn Trost ist das allerletzte, was Kinder jetzt erwarten, und es ist auch nicht die emotionale Wiederherstellung von außen, die die Kinder mit ihrem Anfall einfordern. Im Gegenteil. Sie wollen ein Ziel erreichen, und wenn sie dran vorbeischrappen, dann müssen sie den Weg zurück zur Normalität selbst finden. Allein schon das Rückzugsgefecht kann für das Kind eine stärkende Erfahrung sein.

Also: So wenig es dem Kind hilft, wenn Eltern immer gleich in Lobeshymnen ausbrechen oder vor Freude einen epileptischen Anfall bekommen, wenn ihm einmal etwas gelingt, genauso wenig hilft es ihm, wenn die Eltern vor Mitleid zerfließen, wenn ihm einmal etwas misslingt. Kinder lernen im Kleinkindalter, diese Sachen selbst zu regeln.

Verletzungen?

Manche Kinder haben furchterregende Zornanfälle, bei denen sie den Kopf gegen die Wand schlagen oder sich auf den Boden werfen. Verständlich, dass es Eltern da mit der Angst zu tun bekommen, ob ihr Kind nicht Schaden nimmt. Aus kinderärztlicher Sicht ist dazu anzumerken, dass schwerwiegende Verletzungen durch Zornanfälle bei sonst normal entwickelten Kindern nicht vorkommen²³⁶ – da mag mal eine Beule entstehen, eine innere Blutung oder Gehirnerschütterung aber nicht. Evolutionsbiologisch wäre eine solche Selbstverletzung auch nicht zu

erwarten. Schließlich veranstalten Kleinkinder die Zornanfälle, um an einen Vorteil heranzukommen – sich selbst dabei zu schädigen würde diesem Ziel entgegenlaufen.

Die Mutter aller Fragen

Wie sollen Eltern also reagieren? Zu vermuten ist, dass es dem Kind ziemlich egal ist, was während des Ausbruchs passiert. Ob die Eltern mit einem stoischen Lächeln »in liebevoller Distanz« bei dem Kind stehen, wie es die Ratgeber gerne empfehlen, oder ob die Eltern selbst einmal mit einem Zornanfall reagieren, dürfte sie wenig tangieren, solange die Reaktionen nicht noch Öl ins Feuer gießen oder in Gewalt ausarten. Eine authentische, dem elterlichen Naturell entsprechende Reaktion ist einem Kleinkind bestimmt »verständlicher« als eine Reaktion nach einem pädagogischen Drehbuch. Und solange die Eltern sich über ihre eigenen Grenzen im Klaren sind, dürfte es auch wenig entscheidend sein, ob sie manchmal »nachgeben« – solange sie nur dem Kind klare Signale geben und ein gutes Gefühl dabei haben.

Viel wichtiger ist etwas anderes: dass das Kind wieder einen feinfühligem, verlässlichen Partner vorfindet, wenn der Zorn verraucht ist. Wenn das Kind »ingerastet« ist und der Alltag mit einem Seufzer wieder seinen Gang aufnimmt, sollten auch die Eltern wieder auf »business as usual« umschalten können und mit dem Kind ohne Groll weitergehen.